

LITURGIEREFORM IM INDUSTRIEZEITALTER

Seit „*Mystici Corporis*“ wagt niemand mehr daran zu zweifeln, daß der Gottesdienst der Kirche kein exklusives Reservat des Klerus oder eines esoterischen Zirkels von „Gnostikern“, sondern das heilige Recht und die grundlegende Verpflichtung des ganzen Gottesvolkes und all seiner Glieder ist. Obwohl dieses Grundprinzip feststeht, ist die Hauptarbeit von seiten der „geweihten Priester des Amtes“ wie auch der „heiligen Priesterschaft der Getauften“ noch zu leisten: nämlich die Anwendung dieses Prinzips auf die Einzelbereiche des liturgischen Geschehens in der Kirche.

Aus der Tatsache, daß die Liturgie etwas geschichtlich Gewordenes ist, ergibt sich: ihre Ausdrucksformen sind dem Wandel der Zeit, des seelischen, gesellschaftlichen, kulturellen Klimas, des wirtschaftlichen und geographischen Milieus unterworfen. Allein die von Christus durch die Apostel der Urkirche vererbten Grundvollzüge wie die Eucharistie und die anderen Sakramente neben der Taufe, das Hören des Bibelwortes als Glaubensverkündigung, manche Gebetsformeln (Vater unser, Symbolum) sind unwandelbarer Kern. Wie mancher Ritenstreit (nicht nur im 18. Jh. in China) beweist, war man sich dessen nicht immer genügend bewußt. Nun besteht aber begründete Hoffnung, daß durch das zweite Vatikanum eine umfassende Liturgiereform eingeleitet werden wird, wie sie die über alle Kontinente hin sich erstreckende Weltkirche nötig hat.

Wie der göttliche Logos in Jesus von Nazareth, wie die Kirche in der Gesamtmenschheit im allgemeinen, so muß sich die hic et nunc gefeierte Liturgie als „Ereignis der Kirche“ in der gerade mitfeiernden Gemeinde im besonderen inkarnieren. Das heißt in unserem Fall: im „industriellen“ Menschen. Damit ist nicht nur der Industriearbeiter gemeint, sondern eben der Mensch von heute und morgen, der in seiner Denk-, Arbeits- und Lebensweise immer mehr geprägt wird von einer industriellen Zivilisation, die bald alle Menschen, auch die in den Entwicklungsländern, umgreifen wird.

Die industrielle Welt ist ebenso eine Frucht des göttlichen Auftrages am Schöpfungsmorgen wie die vorangegangenen Stadien der Sammler und Nomaden oder der Handwerker und Händler. Sie muß daher — als von Gott gewollt — ebenso inkarnierbar sein wie jene. Auch der industrielle Mensch muß eine oboedientialis potentia für die Gottbegegnung in der Liturgie haben, freilich mit besonderen (auch wieder zeitlich bedingten) Ansätzen oder Verkümmierungen. Das Problem besteht nun in der rechten Proportion zwischen Göttlich-Umwandelbarem und Menschlich-Veränderlichem in der Liturgie.

Soweit es um die Inkarnation des Logos im Fleisch ging, hat die Kirche vor 1500 Jahren um die rechte Proportion gerungen, indem sie sich mit Monophysiten und Nestorianern auseinandersetzte. Diese beiden Häresien wirken nach Louis Boyer C. Orat. (vgl. *Worship* 1962, Dez., S. 11) auch heute noch als Gefahren in die liturgischen Erneuerungsbestrebungen herein. Liturgische Integralisten könnte man mit den Monophysiten vergleichen. Sie betrachten kirchliche Rubrikenvorschriften als sakrosankt und unveränderlich, die Liturgie gilt ihnen als „ein vom Himmel gefallener Stein“, über die Geschichte und ihre Kategorien erhaben. Sie leugnen das Irdisch-Vergängliche an ihr und wollen sie aus dem Menschlichen möglichst heraushalten. Sie sind entsetzt über Vergleiche des christlichen Kultes mit nichtchristlichen religiösen Kultformen. Also betonen sie den Schauer des Geheimnisvollen,

Transzendenten, verteidigen sie die totale Prädominanz einer nicht verstandenen, toten Sprache, halten so den „gewöhnlichen Laien“ fern vom Mit-hören und Mittun. — Die nestorianische Tendenz wird spürbar, wenn die menschlich-veränderlichen Gesichtspunkte so überbetont werden, daß der christliche Kult im Rahmen der Religionsgeschichte eingeordnet wird und seine Einzigartigkeit, sein göttlicher Ursprung, gefährdet sind. Solche möchten z. B. die Grundlinien zu einer Neugestaltung der Meßfeier am liebsten von einem Theaterregisseur, einem Massenpsychologen und einem Werbe-techniker festlegen lassen. Nestorianisch ist auch die unheilvolle Trennung zwischen dem sakralen Gottesdienst und dem profanen Weltdienst, weil sie die christliche Existenz zerreißt und damit beide Bereiche ärmer macht.

Angewandt auf unsere Situation heißt das kurz skizziert:

1) Eine Liturgiereform, die sich nur oder zu sehr nach dem Apriori des Herkömmlichen, bisher Geübten, Traditionellen orientiert, wird ins Leere gehen. Mit dem Spruch „*Melior est condicio possidentis*“ wurden schon oft berechnete Entwicklungen abgewürgt, das Bleigewicht des Üblichen und Überlebten mitgeschleppt und einmalige Chancen verpaßt. Manchmal scheint es, als müßte bei Neuerungen auf liturgischem Gebiet alles und jedes der Überlieferung entnommen werden. Sicher sind die gottesdienstlichen Bücher des christlichen Altertums eine vorzügliche historische Quelle. Wovon ist die Wirksamkeit einer liturgischen Handlung in der Gegenwart abhängig? Sicher, das gnadenhafte Element ist daran primär. Ansonsten kommt es aber mehr auf eine den Christen des 20. Jh. ansprechende Form an als auf die geschichtliche Ehrwürdigkeit eines Textes z. B. aus einem Sakramentar des 6. Jh. Ein Nachteil mancher liturgischer Maßnahmen ist es, daß sie einseitig von Historikern alten Manuskripten entnommen werden und die pastoralen Bezüge zu wenig beachten. Fachleute neigen dazu, die Wirksamkeit bestimmter Zeremonien und Texte auf das Kirchenvolk mehr an der eigenen Begeisterung dafür zu messen, weil sie mit der Aufnahmefähigkeit der Laien zu wenig vertraut sind. Hier braucht es mehr Freiheit zum Experiment; Ideen und Mut dazu sind sicher vorhanden. Es ist kaum zu beweisen, daß in der Kirche das Recht auf schöpferische Tätigkeit bei der Gestaltung des christlichen Kultes mit der gewaltsamen „Romanisierung“ nationaler Liturgien vom 8. bis zum 11. Jh. und auf Grund der Tridentinischen Dekrete grundsätzlich abgeschafft bleiben sollte. Eine weitere Zuständigkeit der Bischofskonferenzen wird diesbezüglich sicher den nötigen Bewegungsraum schaffen. Die liturgischen Diözesan- und Provinzialkommissionen können dann auch in ihrer Zusammensetzung für eine gute Ausgewogenheit zwischen Wissenschaftlern und Praktikern sorgen. Sie können auch besser als eine einzige Zentralbehörde die besonderen jeweiligen Umstände von Zeit und Ort einkalkulieren.

2) Eine Liturgiereform, die sich nur oder zu sehr nach dem Aposteriori des jeweils Gängigen, der augenblicklichen Mode, des hier oder dort Situationsgemäßen ausrichtet, wird auf Dauer auch nicht ankommen. Der Grundsatz „*Nova sint omnia*“ kann übertrieben werden. Es würde damit ein Durcheinander von Bräuchen und Formen geschaffen, die Mannigfaltigkeit würde in ein Chaos und in Unsicherheit ausarten. Weder der Ehre Gottes noch dem Heil der Seelen wäre damit gedient. Obwohl der Liturge dafür zu sorgen hat, daß der Gottesdienst bei der Herde „ankommt“, darf er die An-

passung nicht zur Anbiederung werden lassen. Das gottesdienstliche Geschehen soll zwar zur Mentalität der Gemeinde herabsteigen, aber sie dann emporheben und umformen. Die Mitfeier der Liturgie soll eine Leistung der Selbstverleugnung und Hingabe fordern, nicht um jeden Preis alles möglichst leicht und gewöhnlich machen wollen. Der Praktiker bedarf der Korrektur und Sachkenntnis des Liturgiewissenschaftlers, wie dieser (um den „Sitz im Leben“ zu treffen) die Wachheit und Erfahrung jenes braucht, sonst gehen beide in die Irre. Ein gewisser Grundstock auch an *traditio mere humana-ecclesiastica* wird immer bleiben müssen. Keine Generation kann wieder ganz von vorne anfangen, sondern sie muß Gewachsenes bejahen. Den Umfang dieses Grundstocks zu bestimmen ist wohl theoretisch kaum möglich, doch werden die fruchtbaren Spannungen zwischen beharrenden und vorwärtsdrängenden Kräften die Kirche sicher dorthin führen, wohin sie zuerst gar nicht hinwollte, aber doch hingehört.

3) Im liturgischen Handeln setzt die Kirche auf intensivste Weise ihren Selbstvollzug; die äußeren liturgischen Formen müssen deshalb so beschaffen sein, daß sie die versammelte Gemeinde möglichst wirkungsvoll in ihrem heiligen Dienst fördern: Gott den Vater durch Christus im Heiligen Geist zu ehren. Die liturgische Erneuerung ist nicht einseitig archäologisch, ästhetisch oder rubrizistisch interessiert; ihr Anliegen ist vor allem ein theologisches. Obwohl sie die überzeitlichen Strukturen der Urkirche als kostbares Erbe bewahrt, ist sie sich ebenso der Notwendigkeit bewußt, in den konkreten Formen eine Anpassung an die religiösen, sozialen, psychischen, kulturellen Gegebenheiten des industriellen Zeitalters anzuzielen. Es ist daher zu fragen nach den Ansätzen oder Verkümmern, mit denen der Mensch von heute in den Bereich der Liturgie eintritt. Einiges soll hier in der Folge angedeutet werden.

a) *Psychisch* ist der Mensch des industriellen Milieus belastet infolge der massierten Reizüberflutung, die ihm längere Konzentration schwer macht. Er reagiert nur schwach auf die leise Sprache unaufdringlicher Symbole oder Gesten. Der alltägliche Randdruck des Nützlichkeitsstandpunktes macht ihn gefühlsarm, berechnend, dem sichtbaren Erfolg zugewandt. Er möchte sich seinen Eigenwert durch hektischen Betätigungsdrang selbst bestätigen. Doch daneben lebt in ihm eine tiefe Sehnsucht nach Besinnlichkeit, ruhiger Gelöstheit und Distanz vom Materiellen sowie ein brennender Durst nach persönlichem Erleben. Hier kann die Liturgie mit einem abwechslungsreichen, aber straffen Grundschema (Schriftwort — betrachtendes Lied — Gebetswort), mit ihrem Rhythmus (zwischen Reden — Hören — Schweigen, Tat — Ruhe, Blick — Geste — Haltung) manches zurechtbiegen, benützen und auf Gott hinlenken. Sie muß sachlich und durchschaubar sein, eine tätige Teilnahme ermöglichen und sich als echter Lebenswert erleben lassen.

b) *Kulturell* bedingt ist die Tatsache, daß manche Zeremonien der Liturgie infolge ihrer Herkunft aus der Antike und dem griechisch-römischen Raum heute auf Unverständnis oder Ablehnung stoßen: Ehrenbezeugungen, Grußarten, Formulierungen, Kleidung, Gesangsrythmen, Vergleiche etc. Hier wurde schon manches Neue versucht: dem gewohnten Milieu entnommen, spricht es den heutigen Christen auf eine ihm gemäße Art an. Ihm fehlt ja keineswegs der Sinn für Schönheit und Ebenmäßigkeit in Sprache, Geste, Bewegung, Farbe und Ton. Auf diesem Bereich muß sehr auf die prägende und

nivellierende Wirkung der Massenkommunikationsmittel (Presse, Film, Funk, Fernsehen) geachtet werden, ohne dabei einer dauernd wechselnden Modeströmung zu verfallen. Gerade für die kirchliche Kunst gilt: „Das (Gottes)Haus formt den Menschen (der darin feiert)“. Hier braucht es Elastizität, die nicht gleich alles reglementieren will.

c) Obwohl heute der *soziale* Bereich Trumpf ist, hat der Industriebürger schwer mit seiner Beziehung zur Gemeinschaft zu ringen. Einerseits leidet er unter Isolation und Kontaktschwierigkeiten, hat Sehnsucht nach Geborgenheit in einem Sozialgebilde, möchte aus dem Gefängnis des Ich ausbrechen und sich einem gemeinsamen Ziel verschreiben. Andererseits fürchtet er den Sog der amorphen Masse, möchte sich seine Eigentlichkeit bewahren und will kein Risiko mit Bindungen an überpersönliche Aufgaben und Gruppen eingehen. Sein Mißtrauen frustriert seine Hingabebereitschaft, seine Mobilität bezüglich Wohn- oder Arbeitsstätte entwurzelt ihn auch innerlich. In der Liturgie wird nun diese Spannung zwischen Person und Gemeinschaft fruchtbar ausgenutzt: Sie fordert die höchste persönliche Wachheit und spannt alle körperlichen, gemüthaften, geistigen Fähigkeiten ein. Sie betont aber, daß der einzelne nur als Glied des Volkes Gottes tätig ist, getragen und befähigt durch die Gemeinschaft aller Getauften zu seinem großen Dienst vor Gott. Was der „industrielle“ Christ in Nachbarschaft, Großfamilie oder Betrieb nicht mehr finden kann, das bietet ihm übernatürlich erhöht die Kultgemeinschaft: er ist Träger einer heiligen Funktion, ist Organ am einen Leib Christi, zugleich mit allen anderen aus dieser Gemeinschaft. Freilich muß hier in einer doppelten Beziehung noch vieles geschehen: sowohl die Ausnützung aller kommunitären Möglichkeiten der gottesdienstlichen Feiern als auch die Sprengung der Isolation des einzelnen.

d) Was die *religiöse* Artung des modernen Menschen angeht, muß zugegeben werden: es fehlt ihm die innige Beziehung zur Natur, die früher als Brücke zur Begegnung mit der Übernatur, mit Gott, dienen konnte. Er erlebt nicht mehr so sehr seine geschöpfliche Ohnmacht, weil er die Naturkräfte in hohem Maß manipulieren kann. Dafür ist er in größerem Maß für scheue Ehrfurcht vor dem allheiligen, ganz anderen, transzendenten Gott offen. Er sucht in Christus nicht so sehr dessen menschliche Niedrigkeit, sondern mehr den verklärten Kyrios, wie ihn uns die Liturgie vorstellt. Er sucht nach einer Sinngebung seines Weltdienstes aus der Verbindung mit dem Gottesdienst. Sein Mißtrauen gegen bloßes Vernunftwissen in Glaubensdingen ist gepaart mit der Bereitschaft, sich dem Heilswirken der Kirche Christi im Mysterium auszusetzen. Es sei gestattet, aus einem Brief des französischen Jesuiten Pierre Teilhard de Chardin († 1927 in New York) dafür ein Zeugnis zu entnehmen, welch kosmische Dimension der Mensch unserer Zeit im Kult durchschreiten will:

„Da ich wiederum, o Herr – diesmal nicht in den Wäldern des Aisnetales, sondern in den Steppen Asiens – weder Brot noch Wein noch Altar besitze, erhebe ich mich über die Symbole bis hinauf zur reinen Majestät des Wirklichen. Ich, dein Priester, opfere dir auf dem Altar der ganzen Erde die Arbeit und Mühe der Welt auf. Empfange, o Herr, diese allumfassende Hostie, die die Schöpfung, von dir angezogen und bewegt, dir beim Anbruch des neuen Tages darbringt. Das Brot, unser Mühen, ist aus sich selbst nur ein maßloses Zerfallen, ich weiß es. Der Wein, unser Schmerz, ist wiederum nur ein Trank der Zersetzung. Aber in den Grund dieses gestaltlosen Stoffes hast du eine

unwiderstehliche und heiligende Sehnsucht gelegt, die uns alle rufen läßt: „Herr, mach uns eins!“

Christus selbst schrieb der von ihm am Kreuz begonnenen und auf dem „himmlischen Altar“ (röm. Kanon, Supplices) vollendeten Liturgie jene Wirkung zu: alle Menschen mit dem Vater und untereinander eins zu machen (Jo. 17, 19–21). Dieses erhabene Ziel im Auge, wird die Kirche ihre Liturgie so erneuern, daß auch vom Gottesdienst inmitten der industriellen Welt das Pauluswort gelten kann: „Käme ein Uneingeweihter . . . zu eurem Gottesdienst, so würde er . . . auf sein Antlitz fallen, Gott anbeten und bekennen: Gott ist wahrhaftig unter euch!“

Salzburg-Maxglan

Dr. P. Rafael Kleiner OSB

ORATIO FIDELIUM

Demnächst erscheint in der vom Institutum Liturgicum herausgegebenen Reihe „In viam salutis“ eine deutsche Übersetzung der von Dom Cornelius Vos OSB, Mönch der Abtei St. Paulus, Oosterhout, Holland, verfaßten Schrift „De Riten van de mis“. Die Riten der Meßfeier, kritische Betrachtung über die Formgestaltung der Meßfeier. Wir entnehmen hieraus den nachfolgenden Abschnitt über die Oratio fidelium.

Die Schriftleitung.

Viele sehnen sich nach einer Wiedereinführung der *Oratio fidelium*, jenes herrlichen Gebetes, das im Altertum und jetzt noch in den Ostkirchen eine bedeutende Stelle in der Liturgie einnimmt¹⁾. In unserem Gottesdienst ist sie weggefallen. Hätte sie wenigstens in anderen Gebeten einen würdigen Ersatz gefunden! Ein unseres Erachtens wesentlicher Teil der authentischen Eucharistiefeier, der bis auf jüdische Tradition zurückreicht, hat seit Jahrhunderten in unserer Meßfeier gefehlt. Zur Zeit Gregors des Großen hatte man noch etwas derartiges an der Stelle des Kyrie. Aber die Verschiebung derselben zum Beginn der Meßfeier und der spätere Ersatz durch das Kyrie haben die *Oratio fidelium* unbemerkt verdrängt. Nur ein einziges „*Oremus*“ nach dem Credo ist nach der Auffassung einiger Liturgisten vielleicht der arme Rest davon: ein Aufruf zum Gebet, um selbst die eigenen Gebetsmeinungen vor Gott zu formulieren.

Warum müssen wir den Verlust dieser Oration so bedauern? Es scheint wohl, daß nicht nur die altherwürdige Tradition ein Beweggrund dafür ist, sondern vielmehr der Inhalt dieses Gebetes selbst. Was wir in unserem Ritus vermissen, ist eine unmittelbare und doch kultische Verbindung mit dem konkreten, zeitlichen Leben. Die Menschen, die zur Meßfeier kommen, bringen alle ihre besonderen Gebetsmeinungen mit. Sie alle haben vor Gott eine eigene Verantwortlichkeit, die sie an irdische Verhältnisse und Aufgaben bindet.

All diese Intentionen und Verantwortlichkeiten, durch welche sie zu Gott gelangen müssen, finden in der Liturgiefeier selbst nirgends eine eigene Stelle. Nirgends trifft man ein Gebet an, das wirklich aus dem konkreten Bedürfnis

¹⁾ Die vielen Litaneien in den Liturgien der Ostkirche können als eine Fortsetzung der *Oratio fidelium* aufgefaßt werden.